

Schittich, Ingrid (2009): Das Jugendbildungszentrum CYE in Monrovia, Liberia. Afrikanische Graswurzelarbeit in einem vergessenen Land. Impressionen und Gedanken anlässlich einer kurzen Reise.

„Oh, heute war schon einmal jemand da, der nach Liberia wollte“, sagt die Mitarbeiterin am Schalter meiner Airline im Frankfurter Flughafen freundlich verwundert, als ich mein Flugticket nach Monrovia abhole. Und dann will sie dieses Phänomen geklärt haben: „Wieso geht jemand nach Monrovia?“

CYE vorher

Die Erklärung ist nicht ganz einfach. Viele Menschen sind in der Zeit der Bürgerkriege aus Liberia in andere afrikanische Länder geflohen. Slabe Sennay hat in Buduburam, einem Flüchtlingslager bei Accra, Ghana, einen Zweig der Association of World Citizens (AWC) gegründet. Dadurch kamen wir in Kontakt, und seit 2006 unterstützen wir die Arbeit des „Center for Youth Empowerment“ (CYE), das Slabe gegründet hat und dessen Leiter er ist. CYE versuchte Jugendlichen das zu vermitteln, was sie nach ihrer möglichen Rückkehr in die Heimat Liberia am nötigsten brauchten: Schulbildung. Weitere Teilprojekte z.B. für Mädchen und Frauen waren CYE angegliedert.

Manche Liberianer und Liberianerinnen verbrachten 18 Jahre und mehr in Flüchtlingslagern. Man kann sich vorstellen, was diese Lebenssituation aus den Menschen macht. Doch kann man sich auch vorstellen, was das für Kinder und Jugendliche bedeutet? Leben auf der Straße, Langeweile, Bindungslosigkeit, denn viele Kinder und Jugendliche haben ihre Eltern und Familien verloren, Leere, Aggression, und vor allem: Keine Schulbildung, keine berufliche Ausbildung, keine Perspektive. Aus dem Leben ins Konzept, wie es sich in einem Flüchtlingslager darstellte, wird ein Leben ohne Zukunftsperspektive bei einer Rückkehr in das Land, das ihnen keinen Halt gibt, keine Heimat ist und ihnen doch als Heimat auferlegt wird.

CYE jetzt

Da mittlerweile in Liberia ein wenn auch unsicherer Frieden herrscht, kehren viele Flüchtlinge im Rahmen eines UN-Repatriierungsprogramms nach Liberia zurück. Auch die mittlerweile beiden Leiter des Projektes, Slabe Sennay und Linus Gedeo, sind mit den meisten ihrer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im November 2008 nach Monrovia, der Hauptstadt Liberias, zurückgekehrt.

Die neue Situation einzuschätzen, zu erfahren, wie die neuen Bedingungen für CYE in Liberia sich darstellen, zu sehen, welche Unterstützung sinnvoll ist, war der Anlass meiner Reise nach Monrovia.

Ein paar Zahlen

Liberia in Zahlen, das gibt es eigentlich nicht. Fast alle Zahlen sind ungenau. Liberia hat kein „Statistisches Bundesamt“, die u.g. Zahlen beruhen auf Angaben von NGOs oder auf den Angaben des CIA World Factbook, vermitteln aber dennoch einen Eindruck:

- Staatsgebiet: 111.370 km² (zum Vergleich: die fünf neuen Bundesländer umfassen 107.696 km²)
- Bevölkerung: ca. 3,3 Millionen
- Einwohner Monrovia: 1.010.970
- Durchschnittsalter: 18 Jahre
- Liberia gehört zur Gruppe der LDCs (least developed countries – die am wenigsten entwickelten Länder), es steht nach Angaben des WFP an viertletzter Stelle der 179 untersuchten Staaten
- Arbeitslosenquote: 85%
- 86 Prozent der Menschen gelten als durch das in den Bürgerkriegen Erlebte traumatisiert, Hilfe bei der Aufarbeitung der in den Jahren der Kriege und Bürgerkriege erlittenen Traumata ist durchweg unbekannt

Und so sieht das Leben aus

Mein erster Eindruck: Nichts geht in diesem Land. Strom gibt es höchstens ein paar Stunden, wenn man denn einen Generator hat. Wasser wird mühselig aus Brunnen gepumpt, wenn man Geschirr spülen, Wäsche waschen oder „duschen“ will. Trinkwasser muss man kaufen. Es gibt keine medizinische Versorgung, keine funktionierende Polizei, die eine Ahnung von Sicherheit geben könnte. Es gibt praktisch keinen öffentlichen Personennahverkehr. An den beiden großen Straßen in Monrovia, die zwar asphaltiert, aber doch mit heftigen Schlaglöchern durchsetzt sind, stehen Menschentrauben und warten, dass eines der vorüberfahrenden Autos hält und jemanden gegen ein übliches Entgelt mitnimmt.



Anhalter in Monrovia

Folglich sind die Autos gnadenlos überladen, denn jedes Auto nimmt so viele Menschen mit wie nur irgend möglich.

Auf einem dieser mit Menschen vollgestopften Fahrzeuge lese ich: „With God all is possible“ (mit Gottes Hilfe ist alles möglich). Man spürt den Geist eifriger Missionare, die wie schon früher den Afrikanerinnen und Afrikanern den ihrer Meinung nach rechten Glauben beibringen wollen. Man erkennt die Missionare, unter ihnen auch Afrikaner mittlerweile, die in Anzug und Krawatte in der Hitze Liberias durch die Elendsviertel schreiten, und man erkennt die Missionierten, welche christliche Stereotypen wie einen Schutzschild gegen das Leben vor sich hertragen: „Mit Gottes Hilfe“. Wir treffen einen jungen Mann, den mein afrikanischer Begleiter aus der Zeit im Flüchtlingslager in Ghana kennt. „Du hier? Wie schön. Wie bist du hergekommen nach Liberia?“ Er antwortet ernst: „Mit Gottes Hilfe“. Mein Begleiter sagt trocken: „Nun, du wirst wohl auch etwas getan haben, um hierher zu kommen.“ Der junge Mann, Mitte zwanzig, steht verloren herum, er sagt, er hoffe, in Monrovia irgendjemanden aus seiner einst großen Familie zu finden. Mit Gottes Hilfe. Seine Suche gleicht der nach einer Nadel im Heuhaufen.

Der Straßenverkehr selbst ist abenteuerlich. Es gibt keine Straßenschilder, keine Verkehrsschilder, der Verkehr wird geregelt durch Lautstärke, Anzahl und Schnelligkeit der Hauptöne, die die Fahrer mit Freude und Temperament den Autos entlocken. Überholt wird rechts und links, schräg und quer. Zwischen den Autokolonnen werden im Fahren kleine Geschäfte getätigt mit Händlern und Händlerinnen – getrockneten Fisch, Sandalen, kleine Handtücher (die kann man bei der feuchtschwülen Hitze brauchen!), kleine Sitzkissen, alles was man gerade so hat. Die Händler haben ihre Waren umhängen oder fahren mit kleinen Schubkarren, die Frauen tragen die Waren auf dem Kopf, elegant, aufrecht, grazil die Armut verklärend. Geht die Autokolonne vorwärts, müssen die Verkäufer und Verkäuferinnen den Kunden nachrennen, bis die Autoschlange wieder zum Stehen kommt, um z.B. ihr Wechselgeld zu bekommen. Doch alles geschieht ohne Hast und Aufregung. Die Händlerinnen und Händler, darunter viele Kinder und Jugendliche, bedrängen ihre Kunden auch nicht. Eine Geste, ein Blick – willst du kaufen? Nein? -und weiter zum nächsten potentiellen Käufer. Allzu schnell ist der Verkehr Gott sei Dank nicht, da die tiefen Schlaglöcher überall als natürliche Geschwindigkeitsdämpfer fungieren, aber auch ein erbarmungsloses Zick-Zack-Fahren nötig machen. Eine Folge dieser Verkehrssituation ist: Keiner kann irgendwo pünktlich sein, nicht bei der Arbeit, nicht in der Schule, nirgends.

Mein Wohnviertel

Ich wohne in einem der Armenviertel vor Monrovia, nicht weit von CYE entfernt. Hier sind die Straßen nicht mehr asphaltiert, hier gibt es nur ausgetrocknete, san-

dige, manchmal von trockenem Gras bewachsene Trampelpfade. Meine Unterkunft liegt zwischen Wellblechbehausungen und Lehmhütten. Die Menschen leben davor und nicht darin, armselig alles, leise, ernst.



Wohnsituation

Mir wurde davon abgeraten, mich allein in dieser Gegend zu bewegen. Als ich es dennoch tat, war dann eher ich eine Erscheinung, die Angst und Schrecken hervorrief – zumindest bei den kleinen Kindern oder auch bei Babys, wenn ich mich in deren Gesichtsfeld bewegte. Es dauerte Tage, bis sie sich an meinen Anblick gewöhnt hatten und mich vorsichtig anlächelten. Mir war meine Rolle als Kinderschreck total neu, doch mit den Erwachsenen gaben diese kleinen Szenen immer Anlass zu freundlichem, lachendem Wortwechsel und schließlich auch zu vielen längeren Gesprächen. „Mein“ Wohnviertel wurde mir in der kurzen Zeit meines Aufenthaltes so etwas wie Heimat.

Die Grundatmosphäre: Gedämpft

Ich sehe keine Bettler, keine Betrunkenen, keine Drogenopfer, wie man sie sonst in den Elendsvierteln anderer Großstädte trifft. In „meinem“ Viertel gibt es wenige Gefühlsausbrüche. Aber wenn so etwas passiert, ahnt man den ungeheuren Vulkan, der da schlummert. Doch dann ist auch immer jemand zur Stelle, der beruhigt, der die Gewalt mit Worten einhüllt, bis sie gedämpft ist.

„Gedämpft“ scheint mir ein Schlüsselwort zu sein. Ich habe den Eindruck, dass die Menschen sich irgendwie „gedämpft“ bewegen, leben, reden, Gefühle zeigen. Die Kinder spielen, aber es fehlt das jubelnde Lachen, das Kinder sonst so unbefangen von sich geben. Die Kinder rennen, aber es sind keine Sprünge, kein fröhliches Hakenslagen dabei. Und plötzlich, mitten im Spielen, bleibt ein Kind stehen, hört auf zu lachen, wird ernst, ruhig, den Blick nach innen gekehrt, als ob ihm dort irgendwo

eine Geschichte erzählt würde.

Ich sehe diesen abgewandten Blick später wieder in der Schule, in den Klassenzimmern. Wir machen Blödsinn, die Kinder versuchen unter Lachen, mir einen in Liberia üblichen Handschlag beizubringen – und bei einem Kind verschwindet plötzlich das Lachen. Sein Blick ist nicht mehr bei uns.

Diesen abwesenden Blick sehe ich bei Kindern und bei Erwachsenen. Bei Erwachsenen wie bei den Kindern geschieht er mitten im heiteren Gespräch, in einer Unterhaltung, aus einem Lachen heraus. Es ist wie der Einbruch der Geschichte in die Gegenwart, sie dämpft das Lachen und sie erzählt etwas anderes als das, womit wir gerade beschäftigt sind. Ich kenne diese Geschichten nicht, aber sie sind da, allgegenwärtig.

„Gedämpft“ ist jede Unterhaltung. Auch wenn wir uns gut verstehen, die Atmosphäre herzlich ist, auch wenn es schon ein erstes Sich-gegenseitig-humorvoll-Aufziehen gibt, bleibt doch alles im Hier und Jetzt. Es gibt kein Gestern, und es scheint kein Morgen zu geben. Im Umgang mit den Menschen in meinem Viertel habe ich mir sowieso ursprünglich harmlos gemeinte Fragen nach Familie, Geschwistern schnell angewöhnt. Antworten wie: „Sie sind im Krieg umgebracht worden“, oder „man hat sie verstümmelt“, „ich habe sie auf der Flucht verloren und nicht mehr gefunden, ich weiß nicht, ob sie noch leben“, oder auch „meine Mama und mein Papa sind getötet worden“, verweigern sich gutgemeintem Trost und wollen nicht über die Feststellung der Tatsachen hinausgehen. Man spricht nicht gern über „den Krieg“, nicht über Blutdiamanten, nicht über Kindersoldaten, selten über „Kombattanten“. Man will sich, so habe ich das Gefühl, in der Gegenwart spüren, man will leben. Und ich finde den Gegenpart zu dem stummen Blick nach innen in dem ungeheuren Lärm, der überall herrscht. Die Menschen sprechen laut, rufen sich etwas zu in einer für mich erstaunlichen Lautstärke. Diese Lautstärke kommt mit elementarer Kraft aus den Menschen heraus, mit einer Sprech- bzw. Schreitechnik, die sich sehr von unserer unterscheidet. Da wird nicht vorher tief Luft geholt, nein, der laute Zuruf wird ohne Vorbereitung erzeugt. Er ist wie eine mühelos vorgetragene, gebrüllte Operarie und übertönt Autolärm und Hupgetöse. Im Aufenthaltsraum meiner Unterkunft laufen gleichzeitig zwei Fernseher in voller Lautstärke mit verschiedenem Programm, dazu Musik aus einer dritten Quelle, obwohl oft nur wenige Leute da sind oder gar keine. Einer meiner liberianischen Freunde sagt mir: „Ja, man spürt sich nicht bei dem Lärm.“ Ende. Keine weitere Erklärung von ihm. Ich verstehe, was er meint.

CYE in Liberia -Graswurzelarbeit

Ich frage mich, wie Menschen mit diesen Lasten auf der Seele überhaupt die Kraft aufbringen können, ein einigermaßen normales Leben zu führen und dabei noch an

andere zu denken, an ein Miteinander, an Versöhnung.

Slabe, Linus und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von CYE sind überzeugt davon, dass nur dies der Weg sein kann. Sie sagen: "Wir müssen einfach lernen, miteinander zu leben. Sonst geht der Kreislauf des Verderbens weiter". Wie aber können Menschen verschiedener Stammeszugehörigkeit miteinander leben, wenn jeder einzelne die Gräueltaten eines anderen, „feindlichen“ Stammes erlebt und erlitten hat? Soll und kann man sich mit dem versöhnen, der bei denen war, die deine eigenen Leute, die Freunde, die Familie umgebracht haben? Eine junge Liberianerin sagt mir: "Ich will, dass diese Menschen zur Rechenschaft gezogen werden für das, was sie getan haben! Ich will, dass sie die Verantwortung für ihre Taten übernehmen! Ich kann nicht an Versöhnung denken, dazu leide ich zu sehr an dem, was sie mir, meiner Familie und meinen Freunden angetan haben."

Slabe und Linus aber kämpfen für den Frieden in ihrem Land. Viele können nicht an Versöhnung denken, das ist wahr. Aber wenigstens auf Rache zu verzichten, das ist ein Ziel, das man erreichen könnte. Nicht Vergebung und Versöhnung, aber Verzicht auf Rache wäre ein erster Schritt. Slabe, Linus und ihre Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen verstehen ihre Arbeit als Graswurzelarbeit einer zivilgesellschaftlichen Gruppe in Liberia. So ist ihr Jugendbildungswerk CYE nicht nur ein Ansatz für schulische Ausbildung, sondern auch für friedenspolitische Bildung. Sollen die Menschen in Liberia eine Chance haben, geht das eine nicht ohne das andere.

Gleich am ersten Tag nach meiner Ankunft besuche ich die Schule von CYE.



die Schule

Ein langgestreckter Lehmhüttenbau, fünf schmucklose, kahle Räume ebenerdig nebeneinander, die Wände zu 7/8 hochgezogen, oben ein Licht- und Luftband, keine Fenster, sondern in ungefährer Fenstergröße Lehm- oder Steinrosetten in den Wänden. In jedem Raum aus rohem Holz zusammengenagelte Bänke, auf denen für vier

Schüler Platz ist. Bis zu sieben sitzen oft eng nebeneinander gepresst.



Klassenzimmer

Es gibt keine Tafel. In der Mitte vorne ist einfach die Wand des Klassenzimmers in Tafelgröße schwarz gestrichen und man kann daran schreiben. Für die Kleineren allerdings schwierig, weil sie nicht hoch genug hinauflangen können, wenn sie an die Tafel vor kommen. Für die Großen schwierig, denn sie müssen sich unter Umständen sehr tief bücken.

“Good morning, visitor, how are you this morning? You are welcome to our class.” So schallt es mir in jeder Klasse entgegen, die ich besuche. Alle stehen zur Begrüßung auf und setzen sich erst wieder, nachdem auch ich einige Begrüßungsworte gesagt habe. Auch hier muss ich bei den ganz Kleinen erst einmal die Scheu vor meiner Hautfarbe nehmen. Mir hilft, dass ich nicht mit den Fingern schnalzen kann, zumindest nicht gut. Das liberianische Begrüßungsritual, wo man sich mit der jeweils rechten Hand berührt, wo sich ein Auseinandergleiten der Hände anschließt, das mit einem Fingerschnalzen beendet wird, fällt mir schwer. Jeder und jede will mit mir üben, schließlich auch die ängstlichen Kleinen.

In der Schule werde ich von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr liebevoll und herzlich empfangen. Wir haben zuerst eine Konferenz in einem kleinen Raum, wir müssen Stühle aus den Klassenzimmern holen, da die im „Lehrerzimmer“ nicht ausreichen. Wir stellen uns alle vor, und jede und jeder erzählt, was er durch seine bzw. ihre Arbeit hier bewirken will. Einige möchten die Arbeit, die im Augenblick rund 200 Kinder einschließt, gern ausdehnen auf die unzähligen Kinder, die in Monrovia gestrandet sind. Oft werden Kinder nach Monrovia gebracht und bei irgendwelchen Bekannten oder auch Unbekannten abgeliefert, damit sie dort zur Schule

gehen sollen – auf dem Land ist das meist nicht möglich. Schulbildung wird allgemein als Schlüssel zu einer möglichen besseren Zukunft gesehen. Diese Zukunft endet zurzeit allzu oft mit Missbrauch und einem Leben auf der Straße. Slabe erklärt leidenschaftlich: „Ich würde die Straßen von Monrovia jeden Morgen absuchen und jedes Kind fragen, warum es nicht in der Schule ist. Und dann würde ich es zu CYE bringen!“ Wie gerne würden wir alle das tun, aber wir haben kein Geld. Die Stimmung ist gedrückt. Wir haben in unserem Gespräch schon bald eine Ebene für „Projekte, die zu realisieren sind“, und eine Ebene für „Visionen“ eingerichtet. Visionen haben wir viele. Dazu gehört auch eine Art offenes Heim, wo Kinder und Jugendliche, vor allem Mädchen, Schutz und Unterkunft finden könnten und Zugang zu Schulbildung.

Ich bin sehr beeindruckt von dem starken Willen und dem Engagement der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen von CYE, die sich nicht von den trostlosen und widrigen Umständen entmutigen lassen. Joseph, einer der Mitarbeiter, sagt entschieden und doch mit einem kleinen Lächeln: „We disagree to agree.“ (wir finden uns nicht damit ab, dass wir uns mit den Zuständen abfinden sollen). Ihre Arbeit fängt ganz unten an, bei den Kindern, und sie erstreckt sich auch auf die besondere Förderung von Mädchen und Frauen, die auch in Liberia besonders viele Probleme haben. Die Schülerinnen und Schüler von CYE versammeln sich anschließend in einem großen Raum, der „Aula“, in dem sonst zwei Klassen zugleich unterrichtet werden. Slabe spricht über die Zusammenarbeit von CYE und AWC Deutschland, die Schülerinnen und Schüler bringen kleine Darbietungen, Lieder, Gedichte, kleine Szenen zur Aufführung. Ich bedanke mich herzlich.



in der Aula

Der Unterricht muss mit spärlichsten Mitteln auskommen. Nicht alle Kinder haben Hefte oder Schreibzeug. Bücher haben die wenigsten. Sie lernen von der Tafel, wobei dem Chorsprechen eine wichtige Rolle zukommt. Rechtschreibung wird aus-

schließlich durch Buchstabieren von Wörtern im Chor gelernt. Die Kinder sprechen hingebungsvoll und laut im Chor, sie finden schnell ihren gemeinsamen Rhythmus, man merkt ihnen die Übung an. Schwierig ist allerdings, dass man den Unterricht in den Nachbarräumen vorne und hinten, durch die „luftige“ Bauweise bedingt, un-
freiwillig mithört.

Für die Lehrerinnen und Lehrer gestaltet sich das Unterrichten nicht leicht. Sie haben keine Unterrichtsmaterialien, und stellen sich alles selbst zusammen.

Da es in Liberia viel zu wenig ausgebildete Lehrerinnen und Lehrer gibt, ist man froh, wenn Menschen sich bereit erklären, auch ohne Ausbildung das zu unterrichten, was sie selbst in der Schule gelernt haben.

Es gibt in Monrovia einige staatliche Schulen, aber sie reichen bei weitem nicht aus, alle Kinder und Jugendliche zu unterrichten. Deswegen sind private Initiativen so nötig..

Nach der Theorie ist der Schulbesuch in Liberia frei. Man hört aber immer wieder, dass einzelne Unterrichtende von den Schülerinnen und Schülern für ihren Unterricht Geld verlangen. Liberianische Zeitungen machen dieses Problem schon zum Gegenstand ihrer Kommentare.

Ein weiteres Problem sind Schuhe. Die Kinder, die in eine Schule wollen, müssen Schuhe anhaben, so die Regel in ganz Liberia. Haben sie keine Schuhe an, weil sie keine besitzen, werden sie wieder nach Hause geschickt. So sieht man oft kleine Kinder mit viel zu großen Schuhen, die sie wohl von älteren Geschwistern oder Freunden geliehen haben. CYE allerdings nimmt auch Kinder ohne Schuhe auf. CYE ist eine private Initiative. Das bedeutet, dass CYE Schulgeld verlangen muss. Das Schulgeld ist nicht hoch, aber nicht alle Eltern können es aufbringen. Deswegen versuchen wir von Deutschland aus mit Schulpatenschaften zu helfen. Mit dem Schulgeld und den Spenden aus dem Ausland, dabei die von AWC Deutschland e.V., werden die Lehrerinnen und Lehrer bezahlt und wird die Miete der Räume aufgebracht. Die Räume sind von einer kirchlichen Organisation geleast und werden in drei bis vier Jahren CYE gehören. CYE nimmt Kinder ab vier Jahren auf, die Schule geht zurzeit insgesamt bis zur 6. Klasse.

Die Lebenshaltungskosten in Monrovia sind enorm hoch, selbst Grundnahrungsmittel sind teuer. Ein großer Sack Reis (50 kg) – Reis ist Grundnahrungsmittel – kostet 35 US Dollar. Deshalb können sich viele Menschen auch nur eine Mahlzeit am Tag leisten, meistens abends. Unterernährung ist ein ernsthaftes Problem in Liberia.

50 Prozent der Bevölkerung gelten nach Angaben des UN World Food Programme (WFP) als unterernährt. Die Kinder kommen oft nicht in die Schule, weil sie zu großen Hunger haben und antriebslos und unkonzentriert sind.

Die Tage, an denen ich in der Schule war, waren in dieser Hinsicht so etwas wie Festtage: Es gab eine warme Mahlzeit pro Tag für jedes Kind. Das Geld dazu kam

von einer Spendenaktion in einer Grundschulklasse in Jena. Dort hatte eine Mitarbeiterin der „Arbeitsgruppe Liberia“ im Eine-Welt-Haus Jena eine Spenden-Aktion angeregt.



Anstehen zur Essensausgabe



es schmeckt!

In Gesprächen mit den Verantwortlichen von CYE entstand der Gedanke, dass wir als erste Aktion versuchen wollen, in Deutschland „Paten“ zu finden, die die Kosten für eine warme Mahlzeit täglich übernehmen. Wir hoffen sehr, dass wir dieses Vorhaben nicht in die Ebene der „Visionen“ verschieben müssen.

Auch ein noch in Buduburam von einer AWC-Mitarbeiterin initiiertes Nähschulprojekt wird in Liberia fortgesetzt werden können. Im Augenblick scheitert es noch an fehlenden Tischen und Stühlen sowie Arbeitsmaterial. Einer jungen liberianischen Freundin haben wir es ermöglicht, einige wenige Kleidungsstücke quasi als Arbeitsproben zu nähen. Wir wollen sehen, ob sich diese Kleidungsstücke in Deutschland verkaufen lassen. So könnte eine weitere Ebene der Zusammenarbeit entstehen, durch die sich dann eine Liberianerin eine finanziell zumindest einigermaßen abgesicherte Existenz schaffen könnte. Für Mädchen ist Förderung besonders wichtig, denn sie sind in den Schulen immer noch unterrepräsentiert.

Alle haben wunderbare Pläne, doch das Ende allen Redens steht meist der Stoßseufzer: funding, funding, funding (Geld, Geld, Geld).

Ungelebte Traditionen

Ich lernte auch den „Chief“ meines Viertels kennen, er lud mich ein und begrüßte mich ganz offiziell mit zwei seiner wichtigsten Mitarbeiter und hieß mich in Liberia willkommen. Bei einem weiteren Besuch stellte ich ihm Slabe Sennay und Linus Gedeo vor und ihr CYE-Projekt, so dass CYE nun auch „offiziell“ in der „Gemeinde“ verankert ist. Es ist schwer, etwas in diesen Elendsvierteln bekannt zu machen oder für etwas zu werben. Es gibt keine Litfasssäulen oder Anschlagtafeln. Aber nun wird CYE vom Chief wohlwollend beachtet und wohl auch gefördert, d.h. bekannt gemacht werden.

Der Chief verkörpert eine der selten gewordenen echten, in Traditionen verwurzelten sozialen Strukturen. In der liberianischen Tradition spielen der Clan und der Stamm, zu denen man gehört, eine wichtige Rolle im Zusammenleben der Menschen. Der „Chief“ regelt dieses Zusammenleben und vertritt die Gerichtsbarkeit seines Stammes. Die Rechtsprechung in diesem Rahmen scheint mir auf einer Art Täter-Opfer-Ausgleich zu beruhen. Wer gegen Stammesrecht verstoßen hat, wird vor einem Komitee, einem Palaver, wie sie sagen, zu einer Art Schadensausgleich oder Wiedergutmachung verurteilt. Der Delinquent muss seine Tat zuvor gestehen, d.h. sich schuldig bekennen, und dann etwas Positives für den Geschädigten und die Gemeinschaft tun, z.B. etwas reparieren. Dann erst kann ihm der Geschädigte verzeihen. Zugleich sichert diese Art der Sühne die Resozialisierung des Täters, der so seinen Platz in der Gemeinschaft wieder erlangt.

Diese afrikanische Tradition spiegelt sich aber mitnichten in der Geschichte Liberias. Für mich spiegelt die Geschichte Liberias besonders deutlich den europäischen Imperialismus und mit diesem die europäische Negierung ethischer Werte als Grundlage ökonomischer Entwicklung wider.

Ein Streiflicht auf die Geschichte

Die Kolonie Liberia wurde 1820 auf Initiative der „American Colonization Society“, der amerikanischen Kolonialisierungsgesellschaft, von befreiten Afro-amerikanischen Sklaven gegründet. Es entstand eine erste Siedlung, die Christopolis hieß und später in Monrovia (nach dem amerikanischen Präsidenten James Monroe, einem Gründungsmitglied der „American Colonization Society“) umbenannt wurde.

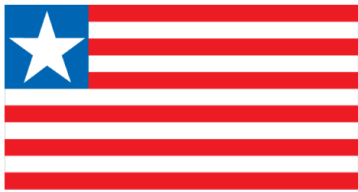
„Sie brachten uns die Zivilisation und das Christentum“, sagen meine liberianischen Freunde dazu mit einem etwas spöttischen Lächeln. Auf jeden Fall brachten sie die amerikanische Sprache mit und das Gewalt- und Unterdrückungspotential des weißen Amerika. Als Sklaven hatten sie Unterdrückung, Rechtlosigkeit und Gewalt am eigenen Leib erfahren. Die Ameriko-Liberianer, so ihr neuer Name, wurden alsbald zu Unterdrückern der indigenen afrikanischen Stämme, die dort lebten, wo die neue Kolonie Liberia entstand. Die indigenen Stämme wurden vertrieben, niedergemetzelt - der alte Kreislauf der Gewalt. Eine Kanone als Denkmal auf einem Hügel hoch über Monrovia zeugt von dieser Zeit. Mir scheint für Staaten das zu gelten, was die Psychologie für Individuen festgestellt hat: Geschlagene Kinder werden prügelnde Eltern.



hoch über Monrovia: die Kanone

Als in Liberia Schulen entstanden, durften nur Kinder mit amerikanischen Namen – also Kinder der ameriko-liberianischen Oberschicht – diese Schulen besuchen. Viele junge Leute gaben ihre afrikanischen Vornamen deshalb auf und gaben sich amerikanische Namen. Statistisch gesehen bilden die Ameriko-Liberianer eine Minderheit von 2,5% der Bevölkerung. Aber sie bekleiden nahezu alle einflussreichen Posten in Politik und Gesellschaft. Die derzeitige Präsidentin heißt „selbstverständlich“ Ellen Johnson-Sirleaf. Sie bemüht sich offensichtlich, das Land zu stabilisieren und Präsidentin für alle zu sein. Es heißt, dass sie tatsächlich großen Wert darauf legt, mit allen Gruppierungen zu sprechen und sich ihre Probleme und Anliegen anzuhören.

Der amerikanische Einfluss zieht sich weit durch die Geschichte Liberias: die Fahne gleicht der amerikanischen.



Die spätere Verfassung weist amerikanischen Einfluss auf. In der Zeit des Kalten Krieges war Liberia ein verlässlicher Dominostein der amerikanischen Politik.

Hundert Jahre lang, von 1877 bis 1980, stellt die True Whig Party der Ameriko-Liberianer die Regierung. 1980 wird der Präsident William Tolbert ermordet. Damit endet zunächst die Vorherrschaft der Ameriko-Liberianer, und Samuel Doe, Angehöriger eines „indigenen“ Stammes, wird Präsident, bis auch er ermordet wird. Charles Taylor ist sein Nachfolger und wird später für eine weitere Amtszeit vom liberianischen Volk wieder gewählt. Aufstände und Bürgerkriege ziehen sich dahin, greifen auf Sierra Leone und andere Nachbarstaaten über, bis es endlich im Jahr 2003 zu einem Friedensschluss kommt. Seit dieser Zeit bewegt sich das Land als nunmehr demokratischer Staat unter seiner Präsidentin in Richtung Frieden. Charles Taylor muss sich heute vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag wegen Verbrechen gegen die Menschheit verantworten.

Der Ressourcenfluch

Liberia ist ein reiches Land, reich an Bodenschätzen wie Diamanten und Eisenerzen, genau wie seine Nachbarländer, z.B. Sierra Leone. Filme wie „Blutdiamanten“ oder „Africa: War is Business“ haben in letzter Zeit die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf das Thema Bodenschätze in Liberia gelenkt. Die UNO nennt die „Blutdiamanten“ allerdings diskret und verhalten „Konfliktdiamanten“ (diamonds of conflict).

Sie werden illegal abgebaut unter Arbeitsbedingungen, bei denen die Würde eines Menschen wenig zählt, wo die Arbeitskraft billig ist, man spricht von 1\$ pro Tag. Illegale, bewaffnete Banden verkaufen die illegal erworbenen Diamanten teuer, kaufen dafür abermals Waffen und ziehen als „Revolutionstruppen“ durch die Lande. Sie ergreifen die Macht, bis sie durch andere Kontrahenten verjagt werden, die mehr oder bessere Waffen haben, die auch sie sich durch den Verkauf von illegal erworbenen Diamanten beschaffen konnten.

Die einfachen Menschen sind dabei nur im Weg, sie sind überflüssig und störend. Sie bilden die Masse der absurden Flüchtlingsströme, die entweder in Liberia als „displaced persons“ im eigenen Land hausen, oder als liberianische Flüchtlinge in Sierra Leone oder in Ghana leben. Gleichzeitig strömen Flüchtlinge aus Sierra Leone nach Liberia.

Der Kreislauf von Machtgier, Geld und Krieg ist die Geschichte von Liberia, ist die Geschichte von Sierra Leone und anderer Länder, und nicht nur in Afrika.

Auffälliger Weise ist die illegale Seite der Geschichte immer schwarz, d.h. man

spricht sie den Afrikanern zu. Die mit der weißen Weste sitzen in den reichen Ländern, in Antwerpen, in Brüssel, in Frankfurt. Dort sind die Waffenhändler ehrenhafte Mitglieder der Gesellschaft, dort verkaufen Geschäftsleute die wertvollen, zu Schmuck verarbeiteten Diamanten an ehrenhafte Mitglieder der High Society, die sich natürlich sicher sind, nichts mit dem Elend z.B. in Liberia zu tun zu haben. Es gibt zwar kleine, nette, wirkungslose good-will-Gesten. Seit 2003 ist der Kimberley-Prozess in Kraft, der nur den Verkauf von Diamanten mit offiziellen Herkunftszertifikaten erlaubt. Doch das ist sehr freiwillig, und letztlich kann niemand auf der Seite derer mit der weißen Weste belangt werden. Auch spricht wohlweislich niemand vom Waffenhandel als Wurzel allen Übels.

In einem Zeitalter unbeschränkter Globalisierung muss man sich darüber im Klaren sein, dass „sich beschränkendes“ Wissen Schuld ist und somit ein ganz großer, unappetitlicher Fleck auf der weißen Weste oder auf dem mit einem Diamantencollier geschmückten Abendkleid.

Tierschützerinnen und Tierschützer haben es geschafft, dass das Tragen von Tierpelzen kritisch gesehen wird. Das Zur-Schau-Stellen von Diamantenschmuck ist bisher in keiner Weise in die Kritik geraten.

Der Friede in Liberia wird fragil bleiben, solange wertvolle Rohstoffe die Begehrlichkeiten der Reichen wecken, und solange diese ihre Interessen mit der Hilfe von Soldaten und Söldnern durchsetzen. Da die Staaten in dieser Region in aller Regel keine Sicherheit garantieren können, wird Sicherheit von Sicherheitsfirmen als Ware angeboten und verkauft.

Zu den Abnehmern dieser Ware gehören übrigens auch die großen NGOs und die Einrichtungen der UNO. Ihre imposanten Gebäude in Monrovia werden durch Mauern, Stacheldraht, Soldaten mit Gewehren an den Eingängen gesichert.

Es gibt gut gemeinte Hilfe von außen. Seit 2003 ist die UNMIL, die „UN Mission in Liberia“, vor Ort, um den brüchigen Frieden zu wahren. Viele Afrikaner sagen, dass man von vornherein für diese Aufgabe besser Afrikaner genommen hätte. Die aus weit entfernten Gebieten und Kulturen stammenden fremden Soldaten erlitten zuerst einmal einen Kulturschock und wüssten nicht mit den Menschen hier umzugehen. Das ist, so scheint mir, nicht nur ein afrikanisches Problem. Ein ähnliches Phänomen gibt es z.B. in Afghanistan, wo das fremde Militär schon aufgrund mangelnder Sprachkenntnisse sich nicht mit der Bevölkerung verständigen kann.

Die Fachleute der internationalen NGOs, der UN-Institutionen und der Kirchen sollten sich ernsthafte Gedanken machen über die Art der „Wohltätigkeit“, die sie ausüben. Wohltätigkeit ist zwar notwendig als erster Schritt, um Not zu lindern. Wohltätigkeit allein reicht nicht, besonders wenn sie unverfänglich unpolitisch bleibt. Die Konzerne und die von ihnen beeinflusste Politik machen weiter glänzende Geschäfte mit dem Elend der Welt und zementieren Not, Unglück und misslingendes Leben.

Bis sich politisch etwas ändert, müssen wir weiter kleine Schritte gehen, um einen Teil dazu beizutragen, die Not dort zu lindern, wo wir dies können. Das Schlimmste wäre, wenn wir resignierend wegsähen. Meine kurze Reise nach Monrovia hat mir großen Mut gemacht, weiter für die Unterstützung von CYE zu werben.

Wir hoffen, dass wir genügend Menschen finden, die uns helfen, eine warme Mahlzeit täglich für die Schülerinnen und Schüler von CYE zu finanzieren. Wir hoffen auch, dass die Nähsschule wieder in Gang kommt, und dass wir dadurch für einige Mädchen und Frauen eine Berufsausbildung ermöglichen können.

Wir wünschen uns zusammen mit unseren liberianischen Freundinnen und Freunden, dass die Schul- und Friedensbildung gesichert weitergehen kann, damit junge Menschen eine Perspektive in ihrem Land haben.

Doch im Grunde hoffe ich auf den zweiten Schritt: Nämlich dass hier bei uns wie in Liberia zivilgesellschaftliche Kräfte ihre Stimme gegen Politik und Wirtschaft erheben und ökonomische Gerechtigkeit als Voraussetzung und Grundlage für den Frieden einfordern – und nicht nur in Liberia.

Ich hoffe, dass eines Tages nicht mehr die Regierungsgebäude, die Gebäude der fremden Institutionen und Kirchen die Prachtbauten in Monrovia sein werden, sondern die Kindergärten und Schulen.

Und ich hoffe, wenn ich später einmal am Flughafen in Frankfurt an den Schalter trete und um mein Ticket nach Monrovia bitte, dass dann die Mitarbeiterin sagen wird: „Oh, in was für ein tolles Land Sie da fliegen. Ich beneide Sie!“

Die Autorin ist die 1. Vorsitzende von AWC Deutschland e.V. und akkreditierte Vertreterin der Association of World Citizens (AWC) bei der UNO, Wien

Konto:
AWC Deutschland e.V. Kto.Nr. 240 986 75 bei der Sparkasse Bodensee BLZ 690 500 01
Erstspender mögen bitte Namen und Wohnadresse angeben.